

Gerhard Altmann

Vier Weltgeschichten des 20. Jahrhunderts

»Selig sind die Zeiten, für die der Sternenhimmel die Landkarte der gangbaren und zu gehenden Wege ist.« Die wehmutsvolle Erinnerung, die Georg Lukács in diese Worte kleidete, galt dem neunzehnten Jahrhundert, das sich in der nostalgisch verklärten Retrospektive wie das letzte Aufbäumen einer bereits unter dem Ansturm ungestümer Gewalten zusammenbrechenden Welt ausnahm. Am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts scheint Lukács' Sehnen nach nicht mühsam um Orientierung ringenden Zeitläuften ohne weiteres verständlich. Kriege, Genozide, Vertreibung, Hunger und Umweltfrevel attestieren dem abgelaufenen Jahrhundert eine moribunde Zügellosigkeit, welche die Sündenregister voriger Jahrhunderte deutlich in den Schatten stellt. Indes geht eine ausgewogene historische Bilanz nicht in dieser finsternen Dimensionierung auf. Welche Triebkräfte das letzte Jahrhundert prägten und wie sich unsere Gegenwart von der um 1900 abhebt, sind zwei der wichtigsten Aspekte, denen sich vier ganz unterschiedliche Bücher widmen.

Aus der Vogelflugperspektive durchmisst Dan Diner (*Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung*, München 1999.) ein ausgesprochen kurzes Jahrhundert, das seinem geschichtsphilosophischen Zugriff nach 1960 offenbar nichts Neues zu bieten hatte. Jedenfalls begnügt er sich für die spätere Zeit bis zur Implosion des Sowjetreichs mit kursorischen Bemerkungen, während insbesondere die Jahrzehnte vor Beginn des Koreakriegs äußerst plastisch hervortreten. Dies hängt zweifellos mit Diners zentralem Interpretament zusammen, demzufolge sich das zwanzigste Jahrhundert um zwei »Deutungsachsen« drehte. Zum einen trieb das »säkulare Schisma« (S. 37) des »Weltbürgerkriegs« einen Keil zwischen liberale Demokratie und revolutionären Kommunismus. Zum anderen fungierten ethnische Loyalitäten und Zuschreibungen vor 1917 und erneut nach 1989 als Katalysatoren des historischen Prozesses. Lediglich in den Jahren 1941 bis 1945 besannen sich liberale und kommunistische Staaten auf ihre gemeinsamen Wurzeln in der Aufklärung und warfen das *Prae* gesellschaftlicher Konstruktion von Wirklichkeit gegen deren biologische Unterwanderung durch das nationalsozialistische Re-

gime in die Bresche. Diner benutzt im übrigen die Orientalische Frage, die mit der Auflösung des Osmanischen Reiches keineswegs beantwortet war, zur Strukturierung der schillernden Faktenvielfalt und sieht in ihr auch die »Geburtshelferin« (S. 266) des Kalten Krieges, der sich am Streit um Einflussphären in der Schütterzone Südosteuropa entzündete. Westeuropa profitierte indes seit 1945 von der Betäubung nationalistischer Zuckungen, die den auf Normalmaß geschrumpften Gesellschaften einstiger »Erbfeinde« eine Atempause verschaffte und im Rahmen einer »quantifizierenden Semantik« (S. 314-315) dank wirtschaftlicher Erfolge Früchte des Vergessens reifen ließ. Dieses heilsame Vergessen erstreckte sich jedoch nicht auf das Menschheitsverbrechen des Judenmords. Zu sehr, so Diner, wühle es bis heute das Gedächtnis der Zeitzeugen wie der Nachgeborenen auf, als dass es – etwa im Vergleich mit den Untaten des Stalinismus – seine ikonographische Bedeutung verlieren könnte.

Weniger subtil als Diner geht Gabriel Kolko (*Das Jahrhundert der Kriege*, Frankfurt am Main 1999.) zu Werke. Von balancierenden Erwägungen nicht getrübt, veranstaltet er mit schwindelerregendem Furor ein Scherbengericht, das sich anschickt, den Krieg als Vater aller (gesellschaftsverändernden) Dinge zu entlarven, letztlich aber ein zwar brillant geschriebenes, analytisch jedoch anspruchsloses Pamphlet produziert. Dabei wäre eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den meist nicht intendierten Konsequenzen aus dem Ruder laufender Kriege durchaus dazu angetan gewesen, Licht auf die Irrwege eines unberechenbaren Jahrhunderts zu werfen. So verweist Kolko auf die Sturzgeburt einer revolutionären Linken aus dem Ungeist des Ersten Weltkriegs und skizziert damit ein Ereignis, das jenen von Diner profilierten Weltbürgerkrieg erst heraufbeschwor. Anstatt aber diese markante Spur aufzunehmen, erschöpft sich Kolkos Darstellung in einem abgedroschenen Lamento über verpasste Gelegenheiten auf Seite der deutschen Sozialdemokraten, die die vermeintliche Gunst der Stunde verstreichen und dem Fall der Monarchien 1918 nicht einen viel drakonischeren Kehraus folgen ließen. Des weiteren präpariert Kolko zunächst überzeugend den Faktor »Glaubwürdigkeit« (S. 40) als große Unbekannte militärischer Rochaden heraus. Gerade der Vietnamkrieg führte bekanntlich drastisch vor Augen, auf welch schmalen Grat selbst eine Supermacht wandelt, wenn sie eine nicht näher bestimmte »Glaubwürdigkeit« der eigenen strategischen Konzeption an die Stelle nüchternen Kalküls rückt und sich damit unversehens in eine Sackgasse manövriert. Kolko gerät dieses Phänomen, das die Sowjetunion 1989 heimsuchen sollte, jedoch unter der Hand zu einem Lehrstück über das Expansionsstreben der USA, die immer dann an der Rüstungsspirale drehte, wenn das Interesse des Publikums an den Winkelzügen des Kalten Krieges zu erlahmen drohte. Ein drittes Beispiel mag illustrieren, wie Kolko bedenkenwerte Ansätze zunichte macht. Auf zweifache Weise habe die Sowjetunion dem Westen in die Hände gespielt: Zum einen dadurch, dass Stalin nach 1945 die kommunistischen Parteien Europas an die Kandare nahm und somit ein revolutionäres Ferment aus Rücksicht gegenüber den Kriegsverbündeten im Keim erstickte; indirekt zum anderen, indem

die schiere Existenz einer gesellschaftlich radikalen Alternative die westlichen Staaten den Schulterchluss üben und supranationale Institutionen errichten ließ. Kolko scheut freilich nicht die argumentative Inkonsistenz, die Moskauhörigkeit westlicher Kommunistischer Parteien auch auf das Konto konservativer Unversöhnlichkeit zu buchen, nachdem er den Kotau der europäischen Kommunisten vor den Wünschen des Kreml als Geste des guten Willens interpretiert hatte. Sein Plädoyer für einen runderneuten Sozialismus nach der *tabula rasa* von 1989 dürfte vor dem Hintergrund einer allzu selektiven Heuristik auf geringe Resonanz stoßen.

Clive Pontings Buch *Progress and Barbarism. The World in the Twentieth Century* (London 1998) fällt ebenfalls ernüchternd aus. Sein thematisch gegliederter Rückblick – die Stichworte lauten unter anderem Bevölkerung, Nationen, Diskriminierung – vermeidet trotz pointierter Urteile den Gestus des Scharfrichters. Die Weltsystemtheorie Immanuel Wallersteins dient als Folie, auf welcher der Antagonismus von Fortschritt und Barbarei entfaltet wird. Ponting wählt bewusst den konventionellen Zuschnitt eines kalendarischen Jahrhunderts, um eine eurozentrische Nabelschau auszuschließen. Allenfalls die Jahre 1929 und 1973 taugten zu einer global validen Periodisierung, da die ökonomischen Zäsuren der Weltwirtschaftskrise und des ersten Ölpreisschocks kaum ein Land verschonten. Insgesamt verblüfft Ponting zufolge die relative Konstanz der Wirtschaftsstrukturen, welche die Staaten des ›Kerns‹, im wesentlichen Westeuropa und Nordamerika, gegenüber jenen der Semiperipherie und der Peripherie eklatant bevorzugt. Allein Japan schaffte den Aufstieg in den ›Kern‹, der auch nach Abwicklung des kolonialen Erbes aufgrund eines zusehends ökonomisch fundierten Machtpotentials die Austauschbeziehungen mit den randständigen Ländern dominierte. Die USA »erfanden« den Kalten Krieg, um ihr Expansionsstreben mit Hilfe einer griffigen Zauberformel als Kreuzzug westlicher Werte zu drapieren, während sich die Sowjetunion rasch »eingekreist« (S. 263) sah und in dieser Lage dem kaiserlichen Deutschland im Jahre 1914 glich. Wie Kolko zeigt sich auch Ponting enttäuscht über die im Sande verlaufenen Reformversprechungen der Sozialdemokratie, die keinerlei Anstalten machte, den liberal-kapitalistischen Rahmen zu sprengen, innerhalb dessen sie erschreckend handzahn agierte. Das Wuchern der Staatsapparate im Verein mit der ungebrochenen Vitalität des Nationalen, eines der Charakteristika des Jahrhunderts, hatte einschneidende Folgen für die Freiheit des Individuums. Selbst Angler, die in der McCarthy-Ära an New Yorks Stadttümpeln ihrem Hobby frönen wollten, mussten einen Loyalitätseid schwören. Das regierungsamtlich verordnete Massensterben in Stalins Sowjetunion, Hitlers Deutschland, Maos China und Pol Pots Kambodscha trieb einen Prozess auf die Spitze, dessen zahlreiche Verästelungen keinen Lebensbereich aussparten, auch wenn er sich nicht immer in einem so horrenden Blutzoll niederschlug. Heute gewärtigen Regierungen einen schrumpfenden Aktionsradius bei gleichzeitig wachsendem Handlungsbedarf. Eine globalisierte Weltwirtschaft und grenzüberschreitende Umweltverheerungen legen eine verstärkte Integration transnationaler Belange nahe. Doch auch dies ändert einstweilen

wenig an der Tatsache, dass unerträgliche Auswüchse einer »Alltagsbarbarei« (S. 537) für die Mehrheit der Menschen nicht zu leugnende Fortschritte im Bereich der medizinischen oder der Nahrungsmittelversorgung aufwiegen.

J. M. Roberts bietet in *The Penguin History of the Twentieth Century. The History of the World, 1901 to the Present* (London 1999) einen weniger polemisch gestimmten Zugriff, der durchaus enzyklopädisch genannt werden darf. Er versucht, allen Kontinenten und Entwicklungssträngen Rechnung zu tragen und gelangt so zu einem beeindruckenden Kompendium. Im Gegensatz zu den anderen drei Autoren bekennt sich Roberts ohne viel Federlesens zu einer eurozentrischen Perspektive, denn Europa habe zwar – so das Paradoxon des zwanzigsten Jahrhunderts – greifbare Macht eingebüßt und sei spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg zwischen die Mühlsteine der USA und der Sowjetunion geraten. Gleichzeitig verbreiteten sich jedoch europäische Denk- und Lebensstile in die entlegensten Winkel der Erde, was Roberts durch einen frappierenden Vergleich veranschaulicht: Der letzte Asiate, der in Europa so viel Einfluß ausübte wie Karl Marx in Asien, war Jesus Christus. Dabei glorifiziert Roberts den *European way of life* keineswegs. Er geht in kulturskeptischer Manier scharf mit jenen Strömungen ins Gericht, die wie die Psychoanalyse oder der Behaviourismus das autonome Subjekt geflissentlich zur Disposition gestellt haben und mithin Politik zu einem oft verantwortungslosen Religionsersatz avancieren ließen.

Der radikale und rapide Wandel, der die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts als zweites Signum neben der paradoxalen (Ent-)Europäisierung kennzeichnet, weckte immer mehr und immer neue Erwartungen, die dank naturwissenschaftlicher Quantensprünge auch häufiger als je zuvor befriedigt werden konnten. Die Teilung Europas, ein »Denkmal Stalins« (S. 490), und die sich seit 1945 beschleunigende Dekolonialisierung revolutionierten weniger die Bedürfnisse als die internationalen Beziehungen. Die nach 1989 ins Kraut schießende Euphorie angesichts der Wiedervereinigung Europas war jedoch nur von kurzer Dauer. Schnell drängten sich neue, komplexere Probleme ins Rampenlicht, und in Afrika, eher ein Kontinent »der Nationalisten als der Nationen« (S. 534), hatte sich bereits lange zuvor Katerstimmung breitgemacht, als der Unabhängigkeit nicht selten Ein-Mann-Diktaturen folgten und die Kluft zu den reichen Ländern beständig wuchs. Demgegenüber erlebte Südostasien in den achtziger Jahren einen rasanten Aufholprozess, der den »Tigerstaaten« zumindest spürbare Zuwächse an Wohlstand bescherte, wenn auch demokratische politische Strukturen noch auf sich warten ließen.

Weltgeschichten des zwanzigsten Jahrhunderts konfrontieren ihre Autoren mit etlichen thematischen und methodischen Schwierigkeiten. Die Fülle und Dichte der Ereignisse zwingt zur Auswahl einzelner Aspekte, die kaum je allen wesentlichen Entwicklungen gerecht werden. Pikanterweise bietet gerade Roberts' dezidiert eurozentrischer Ansatz das umfassendste und facettenreichste Panorama. Was Diner zu den Nachwehen des Holocaust bemerkt, gilt mutatis mutandis auch für andere

Geschehen, die aufgrund ihrer »ikonographischen« Gravitation eine Distanzierung erschweren und leicht in das Minenfeld einer offiziösen Gedächtniskultur abgleiten. Schließlich sollte man es nicht mit einer moralistischen Parabel bewenden lassen und das zwanzigste Jahrhundert im Sinne Kolkos und – wenn auch eleganter und weniger geifernd – Pontings zu einem barock anmutenden Vanitasgleichnis stilisieren. Licht und Schatten liegen eng beieinander und speisen sich oft aus denselben Quellen. Dies sei am Phänomen des Weltbürgerkriegs verdeutlicht.

Georg Lukács wandte sich, nachdem ihm die einfache Orientierung an den Konstellationen des Nachthimmels abhanden gekommen war, einem neuen Leitstern zu: dem Marxismus. Dieser entsprang den fortschrittsfrommen und wissenschaftsgläubigen Dekaden des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts und versprach, dank rational deduzierbarer Gesetzmäßigkeiten die Geschichte allmählich stillzustellen und in ein Nirwana sozialer Harmonie zu überführen. »Die spezifisch moderne Treulosigkeit« (Georg Simmel) trieb auch Faschisten und Nationalsozialisten um und zeitigte ähnliche Lösungsmodelle. Man sollte dabei die atavistischen Versatzstücke des Nationalsozialismus nicht überbewerten. Nachdem 1918 die Legitimität der Throne vor dem Unmut der im Krieg verhetzten Massen verdampft war, schickte sich eine neue Generation unter dem Banner des »heroischen Realismus« an, mit kühler Sachlichkeit eine perfekte Gesellschaft am Reißbrett zu entwerfen. Die »low dishonest decade« (W. H. Auden) der dreißiger Jahre nährte in Moskau und Berlin die Illusion, die Bäume ungehemmter Machbarkeit wüchsen nun in den Himmel. Dass es sich um eine aberwitzige Illusion handelte, verhinderte nicht den Bluttausch, in den sich die Fürsprecher des Projekts ›Neuer Mensch‹ hineinsteigerten. Zu lange konnten sie auf Claqueure auch in freien Gemeinwesen zählen, die im Fahrwasser der Weltwirtschaftskrise der schwierigen Welt der Demokratie endgültig überdrüssig waren und den Passepartout der *terribles simplificateurs* begierig ergriffen, um die Welt aus einem Guss zu konstruieren. Gewissermaßen als Begleitscheinung dieses Antagonismus traten, eher widerwillig, die USA auf den Plan und streiften das Korsett ab, das George Washington den Amerikanern mit seiner Warnung vor den »gewöhnlichen Wechselfällen« Europas verordnet hatte. Fortschrittsoptimismus und Wissenschaftsgläubigkeit zeigten in den USA ein anderes Gesicht und verschafften dieser jungen Nation ein Sprungbrett, von dem sie zu Eroberungen ganz anderer Art ansetzte. Roberts hebt vielleicht zu sehr auf die »Europäisierung« der Welt ab, wenn es sich doch in Wirklichkeit nach 1945 um eine Amerikanisierung oder, differenzierter, eine Westernisierung handelte. Der von den Autoren des Kommunistischen Manifests 1848 luzide prognostizierte Trend hin zu einer globalisierten Weltgesellschaft, in der das »nackte Interesse« wie von unsichtbarer Hand eine »allseitige Abhängigkeit der Nationen« befördere, schuf in den USA ein fulminantes Modell, das die Rede vom »amerikanischen Jahrhundert« zu verifizieren scheint. In den USA griff erstmals ein Phänomen Platz, das als Demokratisierung des Konsums in die Geschichte einging und dem Gros der Menschen in den Kernstaaten die Annehmlichkeiten von Wissenschaft und Technologie verfügbar

machte. Diese Entwicklung mündete Anfang der sechziger Jahre in einen beachtlichen Wandel der Mentalitäten und Lebensstile, der von der Chiffre »68« nur unzureichend reflektiert wird.

Als drittes Moment neben dem Weltbürgerkrieg der Illusionen und der Karriere Amerikas kennzeichnete eine flagrante Segmentierung die Welt im zwanzigsten Jahrhundert. Die krasse Diskrepanz zwischen den (post-)industrialisierten Nationen, den sogenannten Schwellenländern und den ärmsten Staaten wird uns noch geraume Zeit begleiten und auf zynische Weise einen Status quo sichern helfen, der aus ökologischem Blickwinkel gar keine Angleichung der Lebensverhältnisse gutheißen kann. Eine durchgreifende Industrialisierung und Westernisierung Chinas, dessen Geburt als moderner Staat 1949 für Ponting nicht von ungefähr das gravierendste Einzelereignis des Jahrhunderts ist, müßte über kurz oder lang zu einer massiven Verschlechterung der globalen Ökobilanz führen. Andererseits gibt es keinen triftigen und moralisch plausiblen Grund, den Menschen in der »Dritten Welt« die Segnungen des »Wohlstands für alle« vorzuenthalten. Seit dem Ende des Ost-West-Konflikts, der sich wie Mehltau über alte Streitigkeiten, aber auch zukunfts-trächtige Neuorientierungen gelegt hatte, mehren sich obendrein die Anzeichen dafür, daß demokratisierte Strukturen zu einem Maßstab internationaler Kooperation werden. Das Prinzip der »good governance«, das Weltbank und IWF bei Hilfsprojekten verstärkt in Anschlag bringen, diffundiert auch in Regionen, in denen es bis vor wenigen Jahren noch zur politischen Mantra gehörte, die industrialisierten Staaten davor zu warnen, alle Gesellschaften über einen Leisten zu schlagen und auf demokratische Reformen zu pochen. Das Schicksal der »Tigerstaaten« hat freilich deutlich gemacht, daß eine forcierte ökonomische Modernisierung auch ohne demokratisches Beiwerk auskommt. Sobald aber die Konjunktur aus dem Tritt gerät, stehen viele Kaiser plötzlich nackt da, und ohne die Legitimationskrücke des ökonomischen Wachstums auch erschreckend hilflos.

Ob schließlich China den Spagat zwischen einer entfesselten »sozialistischen Marktwirtschaft« und einem unvermindert diktatorialen Regime meistern wird, ohne sich in den Fallstricken einer janusköpfigen Moderne zu verheddern, kann niemand vorhersehen. Jedenfalls scheint Vorsicht geboten bei Weissagungen über den Aufstieg der Volksrepublik in den Olymp der Supermächte. Bisweilen drängt sich der Eindruck auf, China habe die Vergangenheit der heutigen Kernstaaten in all ihren Nuancen erst noch vor sich. Die kujonierten Minderheiten der Tibeter und Uiguren, rudimentäre soziale Sicherungssysteme angesichts eines Millionenheers von Wanderarbeitern, die »unerlöste«, von Peking als »abtrünnige Provinz« apostrophierte Insel Taiwan sowie ein kaum wirksam gebremstes Bevölkerungswachstum stellen die größten Hürden dar, die China noch überwinden muß, ehe es jene Stabilität erringen kann, die den Kernländern eignet und der diese ihre unangefochtene Position verdanken.

Stichhaltige Prognosen über die Geschichte des 21. Jahrhunderts lassen sich schwerlich aus den oft sprunghaften Entwicklungen des zwanzigsten Jahrhunderts

ableiten, zumal diese bis dato selbst nicht immer klar vor Augen stehen. Nur so viel kann mit Gewissheit vorausgesagt werden: auch im Jahr 2100 dürfte ein Jahrhundertrückblick mit dem Titel »Fortschritt und Barbarei« ein Kardinalproblem der Menschheit (und der Historiographie) auf den Punkt bringen.